3 1761 09619381 8

Chinesen in Deutschland?

Eine zeitgemäße Betrachtung

von

Curt Abel.

Erweiterter Separat-Abdruck aus dem Berliner Tageblatt.

Berlin 1890.

C. F. Conrad's Buchhandlung,
SW., Friedrich-Straße 19.

Toronto University Library

Presented by

Conrad's Library – Berlin

through the Committee formed in

The Old Country

to aid in replacing the loss caused by

The disastrous Fire of February the 14th 1890

Chineſen in Deutſchland?

Eine zeitgemäße Betrachtung

von

Curt Abel.

Erweiterter Separat-Abdruck aus dem Berliner Tageblatt.

Berlin 1890.

C. F. Conrad's Buchhandlung,
SW., Friedrich-Straße 19.

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/chinesenindeutsc00abel

Vorwort.

Das traurige Geschick des bei weitem größten Teiles der Menschheit ist bisher von so vielen als ein unvermeidliches Uebel betrachtet worden, dessen Ursachen in den Bedingungen der Weltordnung liegen, und dessen Heilung unmöglich ist, solange diese Bedingungen bestehen. Eine derartige Ansicht ist sehr bequem, denn sie enthebt den Einzelnen der Pflicht, sich des Elends anzunehmen, da eine Hülfe ja doch nicht möglich sei. Aber sie ist ebenso bequem, wie sie falsch und gefährlich ist. Falsch deshalb, weil jeder Einzelne sehr viel zur Steuerung des Elends der Massen dadurch beitragen kann, daß er in seinem kleinen Kreise mildthätig, durch Rat und That helfend wirkt — gefährlich deshalb, weil eine Verkennung dieser einfachen Pflicht die Wut der in Armut verkommenden Bevölkerung reizt.

Man giebt den Armen Schulen — man unterrichtet sie, belehrt sie in tausend Dingen und bemüht sich, sie auf einen höheren Standpunkt der Kultur zu führen — aber man ist erstaunt und entrüstet, wenn die Masse, nachdem sie eine höhere Stufe erreicht hat, auch höhere Ansprüche an das Leben stellt. Gerade die höheren Ansprüche beweisen ja, daß die Bemühungen der Erziehung des Volkes gute Früchte getragen. Und die Früchte, die man selbst mit vieler Mühe groß gezogen, dürfen doch zum wenigsten den Erzieher erschrecken. Es giebt nur zwei Möglichkeiten: entweder nehmen wir dem Volke wieder die Schulen und versuchen, es in die Rohheit früherer Jahrhunderte herabzudrücken, oder wir gewähren seine Ansprüche, soweit sie berechtigt sind.

Auch das Deutsche Volk hat gelernt, selbständig zu denken. Keine Macht der Welt könnte ihm heute die Schulen rauben, könnte es heute zu der Schmach der geistigen und leiblichen Abhängigkeit erniedrigen, die es in vergangenen Zeiten getragen. Und darum bleibt nur die eine Wahl: Gewährung der berechtigten Ansprüche.

Das Unvollkommene, Fehlerhafte liegt in der Natur alles Menschlichen. Und so ist es auch nur menschlich und natürlich, daß die soziale Bewegung, welche sich auch in Deutschland zur Besserung der Lage des Arbeiterstandes geltend macht, viel Schlechtes hervorgebracht hat. Ideale, unpraktische Schwärmer, ungebildete Schwachköpfe, oder schließlich schlaue, auf die Gunst der Massen rechnende Schurken — in welcher großen, das Volksleben erschütternden Bewegung wären sie nicht anzutreffen? Sie haben auch in Deutschland ihre Stimmen erhoben, und sie sind es hauptsächlich, die einen großen Teil der begüterten Bevölkerung der guten, edlen Sache abwendig gemacht haben. Dennoch aber darf man sich nicht entrüstet von dem Lärm der Hetzer abwenden, wenn dazwischen die Stimme der Verzweiflung und der Angstschrei des Hungers klingt. Wem bei diesem Klange nicht das Herz erbebt, soll wenigstens schon aus Klugheit hinhören, denn Hunger ist im Leben eines Volkes eine große, elementare Gewalt — eine Gewalt, die sich Gehör erzwingt, wenn man es ihr verweigert.

Aber Gott sei Dank, auch in Deutschland beginnt es, Frühling zu werden. Man lernt begreifen, daß Polizei und Bajonette nicht geeignet sind, die Forderungen der Kultur wirksam zu beantworten, daß sie noch weniger geeignet sind, hungrigen Mägen die erforderliche Nahrung zu gewähren, und daß sie am allerwenigsten vermögen, das Gebot einer neuen, großen Zeit zu erfüllen: das Gebot der Menschenliebe.

Unser junger, thatkräftiger Kaiser ist zu der Einsicht gekommen, daß es erhabener und eines christlichen Fürsten würdiger ist, ein Kaiser der Elenden und Armen zu sein, als ein Feldherr waffenstarrender, verderbenspeiender Heere. Er hat aus dem wüsten Getobe der Agitatoren heraus den Notschrei der Armut vernommen, und er will ihn beantworten. Aber er allein kann die Antwort nicht geben — wir alle müssen helfen. Und diese Antwort darf nicht

in der Vertröstung auf eine bessere Welt, nicht in feierlicher Ueberreichung einer Massenausgabe der Bibel bestehen, sondern sie muß Brot sein, Brot!

Wir alle müssen helfen! Die berechtigten Ansprüche der notleidenden Klassen müssen Gegenstand des Nachdenkens, Gegenstand des Mitgefühls aller vermögenden Klassen auch in Deutschland werden.

Und der vornehmste dieser berechtigten Ansprüche ist das Recht auf Arbeit! Muß ein Mann nicht verzweifeln, der arbeiten will, aber, rings den Luxus der Reichen vor Augen, nicht einmal Beschäftigung oder doch nicht Löhnung findet, die seine Existenz ermöglicht? Ist es ein Wunder, daß er Trunkenbold und Verbrecher wird, daß er sich von unerfüllbaren Verheißungen gewissenloser Agitatoren verführen läßt, wenn er unfähig ist, die hungernde Familie zu ernähren, die Kinder vor Frost und Kälte zu schützen, unfähig, als Mensch zu leben und seine menschliche Würde zu wahren? Ihr Reichen, die Ihr die Not dieses Lebens nie kennen gelernt — geht in die Stätten des Jammers, glaubt nicht, auf Euren Divans den Tag nutzlos verträumen zu dürfen, während das Elend rings um Euch weint, glaubt nicht, auf einem Armenball Euren Tribut an die Not der Mehrzahl Eurer Mitbürger entrichtet zu haben, wenn Ihr nicht jäh aus Eurem Irrtum aufschrecken wollt!

Arbeit soll und muß *jeder* finden, der arbeiten *will*, und wer arbeiten will, muß *leben* können.

Das ist der erste Punkt der sozialen Frage, der einer Erledigung bedarf.

Und jetzt in dieser furchtbar ernsten Zeit — in diesen Tagen, da die alte Zeit schwanger geht, um eine neue zu gebären — da ihre Wehklagen über den Erdkreis vernehmlich sind — jetzt wagt man, dieses erste, vornehmste Recht auf Arbeit zu bedrohen. Aus dem fernen China will man Arbeiter importieren, um sie dem deutschen Arbeiter gegenüberzustellen — pommersche Gutsbesitzer, Mitglieder alter, landgesessener Familien, wollen die Brandfackel in das Lager deutscher Arbeiter werfen und Mongolen herbeischaffen, um in ihnen eine Waffe gegen ihre bisherigen Arbeiter zu haben.

Nur Unverstand konnte diesen Vorschlag machen, nur toller Wahnsinn kann ihn ausführen.

Ich werde mich in nachfolgendem bemühen, die Bedeutung der Einfuhr chinesischer Arbeiter für Deutschland klarzulegen,*) und hoffe, daß diese Frage, die von ungeheurer Wichtigkeit für das soziale Leben aller europäischen Kulturländer ist, in allen den Kreisen Beachtung finden wird, denen das Wohl unseres Vaterlandes am Herzen liegt.

Freiburg i./Br., März 1890.

Curt Abel.

*) Einen gleichen Zweck verfolge ich in dem soeben erschienenen Drama „Das Recht auf Arbeit."

I.

Wie die Chinesen nach Amerika kamen.

Als im Jahre 1848 zuerst in Kolifornien Gold gefunden wurde, lockte die Aussicht auf baldigen Reichtum die Abenteurer der ganzen Welt nach dem gesegneten Lande. Der Ruf der neu entdeckten Schätze drang auch über den Stillen Ozean und führte die ersten Chinesen nach Kalifornien. Die Goldlager fanden bald ihre Herren, ohne daß der Zug der habgierigen Abenteurer sich verminderte. Die neuen Ankömmlinge mußten schließlich notgedrungen einen neuen Erwerbszweig ergreifen, und so begannen sie die regelrechte Bebauung des Landes. Ungeheure Strecken waren damals zu Spottpreisen feil, und schlaue Kapitalisten erwarben Güter, die an Umfang Königreichen gleichkamen. Die großen Grundbesitzer, namentlich die Inhaber der ungeheuren Landstrecken, die als sogenannte „Grants" (Schenkungen) von der Regierung vergeben waren, sahen sich nach einer geeigneten Arbeitskraft um, ihre Besitzungen wenigstens teilweise unter Kultur zu bringen. Weiße Arbeiter waren nicht vorhanden, da alle Weißen selbständig Land erwarben, und so verfiel man auf den Gedanken, aus dem fernen China die geeignete Arbeitskraft zu importieren. Die Einladung der Monopolisten hatte einen ungeahnten Erfolg. Die Not der chinesischen Bevölkerung war von jeher eine große; noch jetzt sterben in dem jämmerlich schlecht bebauten, fast gar nicht regelrecht bewirtschafteten Lande alljährlich Tausende den Hungertod. Als die Chinesen die Ueberzeugung erlangt hatten, daß Kalifornien ihnen eine ergiebige, nie versagende Erwerbsquelle bot, stürmten sie in großen Scharen herbei, dehnten sich weit über die Grenzen des Landes bis zum entferntesten Osten aus und bilden heute eine zusammenhängende, über die ganzen Staaten verbreitete Gemeinde von mehreren Hunderttausend Seelen.

Doch gar bald bereuten die Amerikaner, eine so freie Gastfreundschaft geübt zu haben. Allerdings hatten die Monopolisten ihren

Zweck voll und ganz erreicht; sie konnten mit Hülfe der bezopften Arbeiter Urwälder in fruchtbare Felder verwandeln und ungeheure Summen verdienen. Sie behielten die Chinesen auch noch, als längst an ihren Thüren weiße Menschen um Arbeit bettelten. Die Monopolisten waren mit ihren dienstbaren Geistern weit über eigenes Erwarten zufrieden. Aber das Land, das herrliche kalifornische Land wurde an den Rand des Verderbens gebracht; dem freien weißen Arbeiter wurde Verdienst und Existenz geraubt. Das große freie amerikanische Volk, dessen Konstitution allen Menschen gleiches Recht gewährt, mußte sich dazu entschließen, mit den Chinesen eine Ausnahme zu machen. Nach langen hitzigen Kämpfen kamen Gesetze zu stande, welche die fernere Einwanderung der Chinesen untersagten und den Aufenthalt derselben in den Staaten möglichst erschwerten. Wenn die große freie Republik von Nordamerika zu solchen Maßregeln greift, die im Prinzipe gegen ihr Heiligstes, ihre Konstitution, verstoßen, dann muß ein Grund vorliegen, so tiefernst, daß kein Politiker, kein Volksmann sich dem eifrigen Studium desselben verschließen darf.

* * *

II.

Die guten Eigenschaften der Chinesen.

Ich habe jahrelang mit mongolischen Arbeitern zu thun gehabt, eine Zeit lang selbst solche beschäftigt, und ich muß gestehen: Der Chinese ist das Ideal eines Arbeiters. Er hat einen stählernen Körper, der ihm gestattet, vom frühen Morgen bis in die späte Nacht thätig zu sein. Er arbeitet wie eine Maschine. Er ist selten mürrisch, bei steter Aufsicht niemals träge. Zeigt er diese Unart einmal, so genügt ein gut gezielter Hieb des Aufsehers, um das Räderwerk wieder in Thätigkeit zu setzen. Er ist genügsam wie — wie . . . ja, es giebt nur einen Vergleich, wie ein niedrig stehendes Tier. Trotz angestrengtester Arbeit verlangt er täglich nur drei elende Mahlzeiten: morgens Reis, mittags Reis, und abends Reis. Das ist alles. Er ist sparsamer als der raffinierteste Geizhals. Er verlangt keine Familie. Das Glück einer eigenen Häuslichkeit ist ihm fremd, ebenso wie jedes andere, auf seelischen Eigenschaften beruhende Glück. Er verlangt keine eigene Wohnung. In kleinen, engen Räumen liegt er mit seinen Landsleuten zusammengepreßt, um „Nachtruhe" zu halten. Er verlangt kein Vergnügen. Des Abends raucht er seine Opiumpfeife, bis der Rausch seine Sinne umnachtet. Dann schläft er ein, um am nächsten Morgen wieder frisch, willig und stark an seine Arbeit zu gehen. Gewiß! Der Chinese ist genügsam!

Und dennoch hat dieses Ideal des Arbeiters, dieser fleißige, ge-

nügsame Mann Völker und Länder zu Grunde gerichtet. Er muß also noch andere Eigenschaften besitzen, denen nachzuforschen es sich verlohnt.

* * *

III.

Wie die Chinesen wohnen.

Wenn ich jemand kennen lernen will, so suche ich ihn unvorbereitet in seiner Wohnung zu überraschen. Dort bieten sich mir alle möglichen Anhaltspunkte zur Beurteilung seines Charakters und seiner Verhältnisse. Ich habe diesen oft erprobten Grundsatz auch angewandt, um die chinesische Arbeiterbevölkerung San Francisco's kennen zu lernen. Zu allen Tages- und Nachtzeiten, zu allen Jahreszeiten habe ich sie in ihren Höhlen besucht. Ich bitte den Leser, mich auf einer dieser Wanderungen zu begleiten.

Als die Chinesen nach San Francisco kamen, erledigten sie die Wohnungsfrage schnell und rasch. In Häusern wohnen kostet Geld — und die Mongolen sind sparsam. Hütten bauen kostet Geld — überdies sind die Mongolen ja so genügsam! Zum Glück liegt die Stadt auf gebirgigem Terrain. Schnell war die Lösung der Frage gefunden: Die Chinesen zogen auf einen Hügel und — gruben sich in denselben hinein. Sie höhlten den Hügel aus, 45 Fuß tief, und errichteten in dieser ungeheuren Höhlung vier Stockwerke, in denen heute 40,000 Mongolen unterirdisch hausen. Das war billig, praktisch und allen Anforderungen entsprechend. Nur 10,000 der mongolischen Bevölkerung der „goldenen Stadt" hausten über der Erde — anscheinend ist man auf Schwierigkeiten gestoßen, die Höhlung zu erweitern.

Es war an einem chinesischen Neujahrstage. Mir machte es Vergnügen, dieses Völkchen auch einmal in seiner Neujahrsfreude zu belauschen. Unter der Führung eines mir bekannten Detektivs trat ich die Reise an.

Der Weg führte durch die Kearnystraße. Alle die von Chinesen bewohnten Häuser in der Washington-, Commercial- und Sacramentostraße prangten im Schmuck leuchtender bunter Laternen, durch die Fenster drang der Schein flackernder Kerzen, und von Zeit zu Zeit blitzte ein Feuerwerkskörper auf. Je näher man der eigentlichen Chinesenstadt kam, desto größer wurde der Lärm. Pauken, Trommeln und Pfeifen verrichteten einen Höllenspektakel und bemühten sich im Verein mit dem donnernden Geknatter der Feuerwerkskörper, dem Teufel anzuzeigen, daß Neujahr gekommen sei, und daß er aus der Stadt weichen müsse. Wirklich, wenn der Teufel irgend welche Nerven besitzt, so vermag er diesem Mittel nicht zu widerstehen und flieht, soweit er kann, um aus der Hörweite des entsetzlichen Lärms zu kommen.

Es wallten so große Menschenmassen durch die Straßen, daß man sich nur mit Mühe vorwärts bewegen konnte; zwischen den bezopften Mongolen drängten sich zierliche Ladies und die Vertreter aller Nationen aus allen vier Himmelsgegenden. Ein Geschwirr von Chinesisch, Englisch, Deutsch, Japanisch, Spanisch, Französisch, Italienisch, und wie alle diese Sprachen heißen mögen, durchsummte die Luft, und da jeder sich bemühte, so laut wie möglich zu sprechen, um sich verständlich zu machen, so artete auch die einfachste Unterhaltung in ein Gebrüll aus.

An dem Seitenwege entlang zogen sich die Holzstände der chinesischen Kaufleute. Da lagen seltsame Früchte aus, Candy, Kleider, Schuhe, Zuckerrohr, und überall wurde die chinesische Lilie zum Verkauf angeboten, eine Pflanze, wunderbar zart und schön. Diese glückbringende Blume darf in keinem chinesischen Hause zur Neujahrszeit fehlen, und wenn sie einmal im Jahre ihre Knospen im Februar öffnet, wird sie sorgfältig in das Haus getragen und gepflegt, bis ihre Blumen welken.

„Im Jahre 1858," erzählte der Polizist, „war hier die ganze Sacramentostraße von Weißen bewohnt. Da kamen die Chinesen und siedelten sich in der Umgegend an. Tag und Nacht brannten sie ihr Feuerwerk ab und machten solchen Lärm, daß sich die Weißen genötigt sahen, ihre Häuser zu verlassen. Wie heute gab es kein Gesetz, das den Chinesen verbot, nach Gefallen Spektakel zu machen. Jetzt sind wir in der Dupontstraße; wir wollen diese Treppe hier hinunter gehen. Sehen Sie sich vor, daß Sie nicht fallen." Bei diesen Worten zog der Polizist ein Licht heraus und steckte es an. Er schritt eine dunkle, ächzende Treppe hinab und öffnete eine schmutzige, niedrige Thür. Eine widerliche Luft drang uns entgegen. Aus der Tiefe leuchtete der matte Schein eines Feuers, und in diesem Dämmerlichte schritten wir vorsichtig weiter. Nach etwa 30 Stufen gelangten wir auf einen langen Gang, in dessen Mitte ein Feuer brannte, über welchem einige schmutzige Kessel hingen. Der ganze Raum war mit Düften aller Art so angefüllt, daß ich trotz des zur Vorsicht in den Mund genommenen Essigschwammes nur schwer atmen konnte; doch ein Ungeheuer, welches bei dem Kessel hockte, schien für seine Lungen keinen Sauerstoff zu bedürfen; es fühlte sich jedenfalls äußerst glücklich und krächzte einige chinesische Rabenmelodien.

Zu beiden Seiten des langen Ganges befanden sich Höhlen, in denen kaum Tiere existieren könnten, in denen aber die chinesischen Menschen zu Dutzenden hausen. Die Räume sind vielleicht 8 Fuß im Quadrat groß und 6 Fuß hoch. An den Wänden sind eine Art Pritschen befestigt, immer eine über der anderen bis zur Decke. Auf allen diesen Pritschen lagen menschliche Gestalten ohne Rücksicht auf

Geschlecht und Alter, sie schienen in einem Traume versunken und stießen mechanisch den Rauch aus ihren Opiumpfeifen. Sie waren stumm wie die Steine und bemerkten das Eintreten der Fremden kaum. Die Luft in dem Raum glich starkem Nebel, und durch den Nebel blickte eine zarte, weiße Neujahrslilie, die den Bewohnern dieser Dunsthöhlen Glück bringen sollte.

Einige der anderen Thüren des Ganges wurden geöffnet, und überall bot sich dasselbe Bild der Opium rauchenden Chinesen. Die Luft wurde immer unerträglicher, bis sie schließlich aus so ekelhaften Gasen zusammengesetzt war, daß das Einatmen derselben hohe Uebelkeit erzeugte. Der Detektiv öffnete eine kleine rauchgeschwärzte Thür. In der einen Ecke der ganz kleinen Höhle kochte ein Brei über einem trüben Feuer, daneben hockte auf einer Pritsche ein Wesen, das der Kleidung nach ein chinesisches Weib war. In der einen Hand hielt es eine große schwarze Katze, die uns mit glühenden Augen musterte; mit der anderen hielt es einen Strick an dem ein kleiner, melancholisch blickender Hund gefesselt war. Fast schien es, als ob die Tiere das Los ahnten, das ihrer harrte: Sie wurden gemästet, um auf dem Tische irgend eines bezopften Gourmand als leckere Speise zu prangen. In der Nähe stand eine Gestalt, welche mit einem Menschen weniger Aehnlichkeit hatte als irgend ein mir je zu Gesicht gekommener Affe. Das Wesen lachte uns blödsinnig an, blinzelte mit den halb zugeschlossenen Augen und spuckte von Zeit zu Zeit in das Feuer. Ich war froh, als wir unsere Schritte weiter lenkten. Die Wände des Ganges waren mit etwa drei Zoll dicken Rahmes und Schmutzes bedeckt, und ich hörte deutlich, wie die verwesende Kruste gärte. Der Boden war mit weichem, schlammigem Schmutz angefüllt, und zwischen Wänden und Boden lagerte sich eine Dunstschicht, angefüllt mit den Keimen der entsetzlichsten Krankheiten.

Die Treppe führte tiefer hinab, immer tiefer, an drei dieser unterirdischen Stockwerke vorbei.

„Jetzt sind wir im vierten und letzten Stockwerk," sagte der Polizist endlich. „Wir sind nun 45 Fuß unter dem Niveau der Straße. Sehen Sie diese eisernen Gitter? Von hier führt ein unterirdischer Gang durch die ganze Chinesenstadt; doch hat die Polizei den Gang mit diesem eisernen Gitter verschlossen, um möglichst zu verhindern, daß sich die Verbrecher in demselben verstecken. In diesen vier Stockwerken leben über 40 000 Chinesen. Frische Luft war nie hier und kann nie hier eindringen; täglich werden auf den Kochherden Feuer angezündet, aber der Rauch kann nicht heraus und muß sich hier verteilen."

Der Polizist öffnete eine andere Thür: „Halloh, Boys!" rief er hinein, „wie geht's?" Er schüttelte einem Etwas die Hand, welches,

wie ich mich bei näherer Besichtigung überzeugte, wirklich ein Mensch war. Das Gesicht dieses Geschöpfes hatte durch Pocken und andere Krankheiten das Aussehen eines — ja, der Vergleich ist schwer zu finden. Kein Orang-Utang hat je so tierisch ausgesehen wie dieser Chinese. Ein weibliches Geschöpf ruhte Opium rauchend auf dem Lager. Von der rauchgeschwärzten Decke aber hing die blühende Lilie.

Der Polizist zog ein Fünfcentstück aus der Tasche und drückte es dem Chinesen in die Hand. „Glückliches Neujahr!" sagte er und fuhr dann fort, während er die Treppe wieder hinaufstieg: „Der Mann ist Koch in einer amerikanischen Familie."

Ich eilte, so schnell es ging, vorwärts, um diesem unterirdischen Grabe zu entkommen. Endlich ließ sich wieder das Geräusch der Straße vernehmen, und nach kurzer Zeit war der Ausgang der vierstöckigen Pesthöhle erreicht. Die Luft der Dupont-Straße ist nicht frei von Bacillen, Pilzen und Gestank, aber sie schien doch unendlich rein und frisch im Vergleich zu dem vierzig Jahre alten Dunst der Höhle.

Der Weg führte über die Straße in ein sogenanntes Logierhaus.

„Das Haus war früher eine Baptistenkirche," erklärte der Detektiv. „In diesem Gebäude leben augenblicklich 1600 Chinesen." Auf dem Hofe stand das Wasser-Reservoir, neben demselben befanden sich die offenen Aborte, und zwischen diesen beiden höchst notwendigen Einrichtungen war die Küche. Die Küche bestand, wie immer, aus einigen eisernen Gestellen, auf welchen die Kochgeräte über ein Feuer gehängt werden. Von dem Logierhause führen Gänge über die Dächer der Häuser nach allen Richtungen. Die Wohnstätten des ganzen Chinesenviertels sind teils durch unterirdische, teils durch überirdische Gänge verbunden, wie eine Maulwurfsgrube, überall Ausgänge und Schlupfwinkel. Es ist unmöglich, eines Verbrechers habhaft zu werden, der hier seine Zuflucht genommen, und schon aus diesem Grunde ist das Chinesenviertel eine große Gefahr für Stadt und Land.*)

Nachdem ich eine Zeit lang von den Dächern das Bild der phantastisch erleuchteten, im Feuerwerk aufblitzenden Straßen betrachtet und eine tüchtige Portion frischer Luft geatmet hatte, führte mich der Detektiv eine geheimnisvoll dunkle, in einen Keller mündende Treppe hinab. „Wir kommen jetzt zu einer Opiumkneipe," sagte er. „Wer einmal an den Genuß von Opium gewöhnt ist, kann dieses Gift nicht wieder entbehren. Gerade wie wir ein Restaurant besuchen, um

*) Das Chinesenviertel San Franciscos entzieht sich völlig der Kontrolle der Polizei. Die Anzahl der Morde, deren Urheber nicht ergriffen wurden, weil sie sich bei den Chinesen versteckt hielten, ist eine erschreckend große.

ein Glas Bier zu trinken, so gehen die Chinesen, welche nicht selbst eine Opiumpfeife besitzen, in derartige Kneipen, um hier eine Pfeife zu rauchen."

Ich will die Beschreibung des widerlichen Anblicks übergehen, der sich dem Besucher derartiger Lasterhöhlen stets darbietet. Auf langen Bänken lagen die Mongolen ausgestreckt, sich ganz dem Genuß des Giftes hingebend, ohne das geringste Interesse für die Außenwelt zu bekunden. Man sah den todesbleichen Gesichtern an, daß alle Leidenschaften in denselben gewühlt hatten — alle — mit Ausnahme der edlen.

„Nun will ich Sie zu einem Platze führen, der alles an Schrecken übertrifft, was Sie bisher gesehen haben." Wir gingen durch einige schmutzige Straßen, vorbei an chinesischen Spielhöllen, die durch zahlreich ausgestellte Posten bewacht wurden, — vorbei an den Lusthäusern, aus deren vergitterten Fenstern die schiefäugigen Frauenzimmer hervorgirrten und lockten. Dann lenkte der Detektiv in eine dunkle Gasse ein, in der nur elende, zerfallene Hütten standen. Vor einem dieser Bretter-Verschläge machte der Polizist Halt. Er zündete ein kleines Licht an und löste die Bindfadenschnur, mit welcher die morsche Thür befestigt war. Ein eigentümliches Geräusch ließ sich vernehmen. Es klang wie Stöhnen und Aechzen und machte in dem Halbdunkel einen unheimlichen Eindruck. Als sich mein Auge an die Dunkelheit gewöhnt hatte, konnte ich an der Wand eine Holzpritsche unterscheiden, auf welcher ein menschliches Wesen laut jammernd lag. „Wir sind hier in der Sterbeklause der Chinesen," wurde mir erklärt. „Die Chinesen sind so abergläubisch, daß sie niemand in ihrer eigenen Behausung sterben lassen. Sie glauben nämlich, daß der Verstorbene an denselben Platz zurückkehrt, wo er von dem Sensenmann ereilt wurde, und daß er dort allerlei Unheil anrichtet. Aus diesem Grunde bringen sie die Kranken, welche dem Tode nahe, nach diesen Gemache."

Auf den Pritschen wälzten sich zwei Gestalten: eine Frau und ein Mann. Die Frau schien offenbar von furchtbaren Schmerzen geplagt zu sein, denn sie stöhnte jämmerlich. Der Mann hatte bereits das Schlimmste überstanden. Er hatte die Augen geschlossen; vor dem Munde lag der Schaum, und aus der krampfhaft sich hebenden Brust klang ein furchtbares, hohles Röcheln.

Da lagen diese beiden Wesen in den letzten Zuckungen. Keine freundliche Hand sorgte für sie, um ihnen in der letzten Stunde beizustehen. Vor den Pritschen standen auf Holzschemeln Tassen mit dem alles heilenden Thee. Aber die Armen waren zu schwach, die Hand nach dem Labetrunk auszustrecken. Hier lagen sie nun, um zu verrecken wie die Hunde. In dem Sterbegemache standen an den

Wänden große Holzkisten. „Was ist das?“ fragte ich. „Das sind Särge,“ lautete die lakonische Antwort des Detektivs.

Also Särge! Die Chinesen lassen ihre Kranken bei den Särgen sterben, die bestimmt sind, deren Gebeine aufzunehmen. Und wenn der Kranke von dem Todeskampfe erfaßt wird, wenn er noch zum letzten Male sein Auge erhebt, um von der Erde Abschied zu nehmen, dann trifft sein brechender Blick nicht das Angesicht eines Lieben, eines weinenden Freundes, sondern die schwarzen Umrisse seines Sarges.

* * *

IV.

Die schlechten Eigenschaften der Chinesen.

Wohin der Chinese auch seine Schritte wendet, sein treuester Begleiter ist der asiatische Aussatz.*) Diese entsetzlichste aller Krankheiten ist, Gott sei Dank, bisher in Deutschland nicht aufgetreten; auch die meisten deutschen Aerzte kennen sie nur flüchtig aus Büchern. Der Chinese hat den Aussatz nach Australien, den Sandwich-Inseln und Amerika gebracht. Am schlimmsten sind die menschenfreundlichen Sandwich-Insulaner betroffen worden. Vor Ankunft der bezopften Mongolen führten sie ein beneidenswertes Dasein. Die herrliche Natur ihrer Heimat bot ihnen alles zur Befriedigung ihrer bescheidenen Bedürfnisse. Die Schönheit ihres mitten im Ozeane liegenden Vaterlandes übte einen mächtigen Eindruck auf das Gemüt des Volkes aus: ihre Religion, ihre Weltanschauungen, ihre staatlichen und privaten Einrichtungen — alles bewies, ein wie offenes Auge und ein wie dankbares Herz sie dem Reichtum der sie umgebenden Natur entgegenbrachten. Sie bildeten eine Art Blumenkultus aus; bei allen Festen, bei allen besonderen Gelegenheiten

*) Ueber den Aussatz in China ging vor kurzem folgende Notiz durch die Zeitungen:

Man schreibt der „K. V.“ aus London, daß kürzlich eine ärztliche Untersuchung die Ursachen und Verbreitung des Aussatzes in der englischen Kolonie Hongkong festgestellt habe. Die Aerzte des chinesischen Tung-Wah-Hospitales wurden bei dieser Gelegenheit über das Vorkommen und die Behandlung der Krankheit in China befragt. Die Antwort derselben besagt, daß in China acht verschiedene Arten Aussatz bekannt sind, die sämtlich für ansteckend und vererblich gehalten werden, jedoch sollen die Merkmale derselben in der vierten Generation verschwinden. Die Bevölkerung fürchtet den Aussatz so sehr, daß sie einem Aussätzigen, und sei er selbst der Sohn reicher Eltern, nie gestattet, in ihrer Nähe zu weilen. In keiner Provinz in China ist der Aussatz ausnahmsweise häufig, und die chinesische medizinische Fakultät hält für die Krankheitsursache einen Ueberfluß an Feuchtigkeit in den Schleimhäuten. Der Aussatz wird als unheilbar betrachtet, und die Behandlung strebt an, den Krankheitsstoff auf einen Körperteil zu konzentrieren, um den übrigen Körper zu retten. Alle Aussätzigen werden in China in besonders für sie eingerichteten Kolonien untergebracht.

schmückten sie sich mit Guirlanden, die in den feurigen Farben der heimatlichen Flora prangten.

Und jetzt? Das menschenfreundliche, naive, blumenfreudige Völkchen der Sandwich-Insulaner schmachtet unter der furchtbaren Herrschaft des Aussatzes, den ihnen die Chinesen als Quittung für die ihnen gewährte Aufnahme überbrachten. Die Krankheit ist zum National-Elend geworden, und in tragischer Ergebenheit haben sich die Insulaner an den Gedanken gewöhnt, daß ihr ganzer Volksstamm an der Pest zu Grunde gehen und aussterben wird. Und dennoch steht man ihr nicht thatlos gegenüber. Mit grausamer Energie erließ man ein Gesetz, welches jeden an dem Aussatz Erkrankten der Polizei ausliefert, die ihn dem Kreise seiner Familie erbarmungslos entreißt und ihn wie einen Verbrecher auf eine entfernte, zum Königreich gehörige Insel schleppt. Niemand kehrt von dieser Stätte des Jammers je wieder zurück — nur alljährlich bringt ein Inspektor Kunde von dem Ergehen der Kranken. Die Abgeschlossenheit dieser Unglücklichen wird ängstlich von einem bewaffneten Schiffe bewacht und so vollständig durchgeführt, daß man die erforderlichen Lebensmittel auf ein altes, vor der Insel ankerndes Schiff bringt, welches gewissermaßen neutralen Boden bildet. Erst nachdem die Boten sich wieder entfernt haben, darf von der Insel aus nach den überbrachten Liebesgaben gesandt werden.*)

Auch nach den Vereinigten Staaten haben die Mongolen den Aussatz verpflanzt. Ich sah in San Francisco öfters aussätzige Chinesen auf den Straßen und in ihren Wohnungen. Hier will ich nur einige Beispiele geben, wie offen die Krankheit allem Gesetz und aller Vernunft zum Hohn zur Schau getragen wird.

---

*) Die „Frankfurter Zeitung" veröffentlichte im Januar d. J. folgendes:

(Die Insel der Aussätzigen.) Herr Paul Apfelstedt in Frankfurt teilt uns den Wortlaut eines interessanten Schreibens mit, das der Gefährte des Pater Damien L. L. Conrardy von der Insel der Aussätzigen an ihn gerichtet hat. Der Brief ist von Kalawao-Molokai, 21. November 1889 datiert und lautet in deutscher Uebersetzung, wie folgt:

Werter Herr! Sicherlich werden Sie glauben, von der Niederlassung der Aussätzigen keine Antwort auf Ihren gütigen Brief zu erhalten. Ihr Brief erreichte mich im Hospital in Honolulu, wo ich an der roten Ruhr schwer erkrankt daniederlag. Bis Ende Juli war es zweifelhaft, ob ich genesen oder sterben würde Jetzt bin ich wieder ziemlich wohl. Gleich nach oder vielmehr kurz vor meines Gefährten, des armen Pater Damiens, Tode wurde ich von der Ruhr befallen, nur wenige Schritte von meinem Hause entfernt, als ich eben vom Friedhof kam. Nachdem ich 2 Wochen gelegen, brachte man mich nach Honolulu, da nur dann Hoffnung zur Genesung vorhanden war, wenn ich die Kolonie verließ Im Hospital lag ich 2 Monate lang und kam dann zurück, wenn auch noch immer sehr krank. Jetzt bin ich, Gott sei Dank, wieder im stande, alle meine Pflichten zu erfüllen. Die Kolonie der Aussätzigen besteht aus Kalawao, wo Pater Damien so lange wirkte und starb, und wo ich selbst noch bin, und aus Kalaupapa, drei Meilen von hier, wo sich ebenfalls ein

Ich befand mich einst im Bureau des Coroners Dr. O'Donnell in San Francisco, eines leidenschaftlichen Anti-Chinesen-Agitators, als ein Feuer-Kommissar die Meldung brachte, daß er bei einem in dem Chinesen-Viertel ausgebrochenen Feuer eine aussätzige Frau entdeckt habe. Der Doktor bat mich, ihn zu begleiten und die Frau sofort aufzusuchen. Eine derartige Entdeckungsreise ist durchaus nicht ungefährlich, namentlich wenn man sie in Begleitung eines bekannten Chinesen-Feindes unternimmt. Wir steckten unsere Revolver zu uns und machten uns auf den Weg. Nach vielen Irrgängen fanden wir eine aus vierzehn Personen bestehende chinesische Familie um einen Tisch hockend. Alle waren eifrig beschäftigt, mit ihren Stäben aus einer gemeinsamen Schüssel Reis zu essen. Mitten unter ihnen saß ein Monstrum, eine Gestalt von furchtbarem Aeußeren — die gesuchte, über und über mit Aussatz behaftete Frau. Man erlasse mir die nähere Beschreibung. Die verwesten Teile ihres Körpers strömten betäubenden Leichendunst aus. Die übrigen dreizehn Mongolen aßen mit vortrefflichem Appetit aus derselben Schüssel, in welche das flüssige Gift ihrer Landsmännin hineinlief.

Ein anderes Mal traf ich einen im hohen Stadium des Aussatzes befindlichen Chinesen, der von einem Landsmanne durch die belebte Marketstraße in San Francisco geführt wurde. Ich forderte zwei Polizisten auf, den Mann zu verhaften und in das Pesthaus zu bringen, beide erklärten mir jedoch in rührender Uebereinstimmung, sie würden lieber auf die Ehre ihres Amtes verzichten, als einem Aussätzigen auf zwölf Schritt nahe kommen.

Anstatt im übrigen die chinesische Bevölkerung möglichst zu meiden, stehen die Amerikaner mit ihr in fortwährendem Verkehre; sie verwenden sie als Ersatz für die teuren weißen Dienstboten und haben den Chinesen sogar gestattet, die kalifornische Wasch-Industrie völlig an sich zu reißen. Dieser tägliche Umgang mit den Trägern

---

Priester befindet und mehrere barmherzige Schwestern, die sich der Mädchen und Frauen annehmen. In meinem Orte sind bis jetzt keine barmherzigen Schwestern, aber ich erwarte deren drei, die die Sorge für die Knaben (jetzt ca. hundert) übernehmen wollen. Nur Aussätzige sieht man hier. Werde ich selbst ein solcher werden? Wahrscheinlich, da ich fortdauernd in ihrer Mitte bin; die armen Waisen betrachte ich als meine eigenen Kinder und bin gern bei ihnen. Die Hawaiische Regierung thut viel für die Kranken, in diesem Jahre bewilligte sie für deren Unterhaltung 90,000 Dollars; wie ich höre, kostet ein Kranker dem Staate 66 Dollars. Ein jeder hat Anspruch auf eine Wohnung, die meisten (ca. 1000) wohnen in kleinen, zerstreut liegenden Hütten. Jeder empfängt täglich 1 Pfund Fleisch, wöchentlich 21 Pfund Poi (eine Art Kartoffel), und jährlich eine Anweisung auf 10 Dollars für Kleider, außerdem Seife, Oel und Zündhölzer. Wir haben jetzt 1200 oder wohl noch mehr Aussätzige, darunter 22 Chinesen (20 Männer, 2 Frauen) und 12 Weiße. Im letzten Jahre ließ die Regierung in der ganzen Kolonie Wasserröhren legen, was ihr 33,000 Dollars Kosten verursachte. Einliegend einige Blätter von meines Gefährten Pater Damiens Grab. — Ihr ergebener L. L. Conrardy, kathol. Priester.

des Krankheitsstoffes konnte nicht ohne Wirkung bleiben; der Aussatz dehnte sich, wenn auch vorläufig noch in geringem Grade, auch auf die Weißen aus. Ich erinnere mich gerade eines besonders traurigen Falles.

Ein Italiener, namens Antonia Bia, versuchte in einem Logierhause San Franciscos Selbstmord zu begehen, indem er sich eine Kugel durch den Kopf jagte. Die Wunde war jedoch nicht sofort tödlich; auf seinem Schmerzensbette im Polizei-Hospitale erzählte mir der Bedauernswerte folgendes: „Ich bin etwa vierzig Jahre alt, unverheiratet und vermögend. Während einer Fußtour im Santa Cruz-Gebirge ließ ich meine Wäsche in einem chinesischen Waschhause reinigen, ohne zu ahnen, daß einer der Chinesen am Aussatz litt. Ich zog die Wäsche an und wurde von der Pest ergriffen. Was nützt mir jetzt mein Geld, da ich am lebendigen Leibe verfaule, und niemand mich retten kann? Ich will sterben, so schnell wie möglich, und bedaure nur, nicht besser getroffen zu haben." Zwei Tage darauf sah ich die schöne, kräftige Gestalt im Leichenhause wieder.

* * *

V.

Die Bedeutung der Einfuhr chinesischer Arbeiter im allgemeinen.

Wir müssen also zunächst als verderbliche Eigenschaft der Chinesen die Thatsache bezeichnen, daß sie bisher noch immer den Aussatz mit sich brachten.*) Sie bringen aber nicht allein Krankheit und physischen Tod, ich behaupte, daß der Import chinesischer Arbeiter die wirtschaftliche Vernichtung jedes Kulturlandes zur Folge hat.

*) Die „Frankfurter Zeitung" veröffentlichte im Januar d. J. folgenden Bericht:

Der Prinz von Wales und die Leprosis. Im Hotel Metropole zu London fand zum Zweck der Begründung eines Fonds behufs Bekämpfung der Lepra in den britischen Besitzungen ein Diner statt, dem eine große Anzahl von hervorragenden Mitgliedern der Gesellschaft, Angehörige des Adels, Gelehrte und Finanzmänner, beiwohnte. Den Vorsitz führte der Prinz von Wales, der bei dieser Gelegenheit eine längere Rede hielt, in der er die Ziele des humanen Unternehmens eingehend und mit großer Sachkenntnis erörterte. Nachdem der Prinz der Verdienste des Pater Damien gedacht, führte er aus, daß man mit Hülfe des zu begründenden Fonds zwei Aerzte zu entsenden beabsichtige, von denen der eine in Europa, der andere in Indien, China und den übrigen Ländern das Wesen der furchtbaren Krankheit studieren solle. Glücklicherweise gebe es in Großbritannien wenige oder gar keine Aussätzigen, „und ich setze voraus," fügte der Prinz lächelnd hinzu, „daß, so viel Geld wir immer aufbringen, dieser Fonds keine Lepra-Kranken von auswärts veranlassen wird, zu uns zu kommen." Von den interessanten Ziffern über die Verbreitung der Leprosis, die der Prinz

Die Erfahrung beweist mit völliger Sicherheit: Der chinesische Arbeiter verdrängt den weißen Arbeiter, da er bei weit niedrigerem Lohnsatze eine weit größere Summe Arbeit zu leisten vermag. Dennoch aber ist er auch in materieller Hinsicht niemals ein Gewinn für ein Land, sondern im Gegenteil bedeutet er einen erheblichen materiellen Verlust. Während der weiße Arbeiter den erhaltenen Lohn für sich und seine Familie verwendet, verbraucht der Chinese nur einen ganz minimalen Teil desselben. In San Francisco erhält der Chinese durchschnittlich 1 Dollar = 4 Mark pro Tag. Davon braucht er, einschließlich Nahrung, Kleidung und Wohnung, 10 Cents = 40 Pfennig. Den Rest von 3 Mark 60 Pf. spart er — und wenn er genug gespart hat, d. h. wenn er einige Tausend, oft auch nur einige Hundert Dollars besitzt, kehrt er nach China zurück, um seine Tage als angestaunter Krösus zu beschließen und andere Landsleute zu ermutigen, ihr Glück gleichfalls in der Fremde zu versuchen.

Jedoch selbst die 40 Pfennige, die zur notdürftigen Bestreitung des täglichen Unterhaltes dienen, lassen die Chinesen nicht im Lande. Wir haben gesehen, wie sie wohnen, und werden uns jetzt nicht mehr

---

bekanntgab, reproduzieren wir die folgenden: Nach der Volkszählung von 1881 beträgt die Zahl der Aussätzigen in Britisch-Indien 131,618. Heute lasse sich die Zahl dieser Unglücklichen auf mindestens 200,000 veranschlagen. Nur 2000 von ihnen waren im Jahre 1887 in Hospitälern oder Asylen untergebracht. Die übrigen wanderten unstet durchs Land, von ihren eigenen Angehörigen gemieden, ohne Pflege, ohne Hülfe, bettelnd und hungernd, bis sie vor Erschöpfung tot am Straßenrand niedersinken, oder bis sie sich in ihrer Verzweiflung selbst den Tod geben. Der Prinz teilte sodann den ergreifenden Wortlaut einer Bittschrift mit, die ein indischer Lepra-Kranker dem verstorbenen Lord Lawrence überreicht hatte. Es heißt darin: „Mein Leben ist eine beständige Sorge und Gefahr für das ganze Dorf, und deshalb ist es im Interesse der öffentlichen Wohlfahrt notwendig, daß ich sterbe. Es ist bekannt, daß, wenn ein Aussätziger einwilligt, sich lebendig verbrennen zu lassen, diese Handlungsweise den Göttern wohlgefällig ist, und kein anderer Angehöriger des Dorfes von der entsetzlichen Krankheit ergriffen wird. Ich bitte also um die Erlaubnis, mich lebendig verbrennen zu lassen. Das ganze Dorf wünscht es, und ich selbst bin froh und glücklich, sterben zu können." Diese Petition wurde natürlich abschlägig beschieden, dennoch wurde der arme Aussätzige nicht lange nachher thatsächlich lebendig verbrannt. In Indien giebt es 23 Asyle für Lepra-Kranke In der Kap-Kolonie beträgt die Zahl der Aussätzigen 600. Auf der Robben-Insel zählt man 84 Kranke. Auffällig erscheint der Rückgang der Leprosis in Norwegen, seit man daselbst im Jahre 1856 das Hospital-System begründete. Dort hat sich die Zahl der Kranken seither von 2900 auf 1000 verringert. Auch auf den Sandwich-Inseln zeitigt das Prinzip der Isolierung gute Früchte. „Gerade heut Abend," fuhr der Prinz fort, „auf dem Wege hierher vernahm ich, daß eine englische Dame im Begriff ist, nach Molokai zu gehen um die dortigen Aussätzigen pflegen zu helfen; sie ist die Tochter eines englischen Geistlichen, ist aber vor einigen Jahren zum Katholizismus übergetreten. Man muß aufrichtig wünschen, daß Gott mit ihr sei und sie in ihrer schwierigen Aufgabe unterstütze." — Die Rede des Prinzen brachte einen tiefen Eindruck hervor. Die Anwesenden zeichneten für den Lepra-Fonds 2500 Pfund Sterling, sodaß er zuzüglich der früheren Spenden bereits 7000 Pfund (140,000 M.) beträgt.

wundern, wenn wir hören, daß sie monatlich 10 Cents = 40 Pfg. Miete für ihr Schlafquartier entrichten. Aber auch das ganze unterirdische und überirdische Stadtviertel, alle diese Schlafquartiere gehören Chinesen, die gleichfalls ihr Geld nach dem Vaterlande heimtragen. Jeden Bissen Reis, jedes Kleidungsstück, alles, was sie brauchen, importieren sie aus der Heimat. Somit wird der Lohn des mongolischen Arbeiters voll und ganz dem Lande entzogen, in welchem er verdient wird; er kommt allein China zu gut.

Und nun wollen wir einmal ein wenig rechnen. In San Francisco leben augenblicklich 45 000 Chinesen, von denen stets nur wenige vorübergehend ohne Verdienst sind. Statistisch läßt sich nachweisen, daß der durchschnittliche Verdienst des einzelnen zirka 4 Mark per Tag beträgt; sie verdienen also täglich zusammen $4 \times 45\,000 = 180\,000$ Mark, also jährlich zirka 65 000 000 Mark. Diese Summe geht jährlich aus einer einzigen Stadt Kaliforniens nach China. Und nun rechne man, was die mehreren Hunderttausend Chinesen im Laufe der Zeit den Vereinigten Staaten bisher gekostet haben und — leider! — auch noch ferner kosten werden.

Diese mehreren Hunderttausend Mongolen haben ebensoviele weiße Arbeiter verdrängt, ihre Löhne verschlechtert, oder gar ihnen völlig das Brot genommen. In allen großen Städten der Union laufen Tausende armer Leute umher, die dem Verhungern nahe sind, während immer neue chinesische Schwärme das Land überfluten. Derartige Zustände müssen auf die Moral eines Volkes tief wirken.*) Und in der That befindet sich namentlich Kalifornien schon seit Jahren in einem gärenden Zustande, den man in Deutschland ohne weiteres als revolutionär und anarchistisch bezeichnen würde. Ich habe die hochinteressante Bewegung vor vier Jahren in Kalifornien mitgemacht, die dem entrüsteten Volkswillen gegen die mongolischen Eindringlinge Ausdruck gab und fast zur gewaltthätigen Vernichtung des ganzen Chinesenviertels und zum Massenmorde geführt hätte. Leider erlaubt es mir der Raum nicht, auf diese psychologisch und geschichtlich gleich wichtige Periode des näheren einzugehen.

In moralischer Beziehung stehen die Chinesen auf unglaublichem, für einen Europäer unverständlich niedrigem Standpunkte. Der Arbeiter lügt, stiehlt und betrügt, ohne anscheinend ein Schuldbewußtsein zu besitzen. Seine geschlechtlichen Ausschweifungen übertreffen alles

*) Die Moral jedes Kulturlandes leidet durch die chinesische Invasion, jedoch nicht nur die Moral der unteren, sondern auch der oberen Stände. Ueberall hin verpflanzen die Chinesen Lasterhöhlen verschiedenster Art, Bordelle, Spielhöllen, Opiumkneipen u. s. w., die sich in kurzer Zeit die Gunst gewisser hoher Kreise zu erwerben verstehen. Als abschreckendes Beispiel will ich London nennen, woselbst chinesische Opiumkneipen heimlich und öffentlich bestehen.

Denkbare. Vor vier Jahren wurde in San Francisco die Thatsache gerichtlich festgestellt, daß die dortigen Chinesen kleine Mädchen (und zwar Säuglinge) zur Prostitution verwandten und sie sogar zu diesem Zwecke nach China verschickten. Mit den entmenschten Besitzerinnen geheimer Entbindungsanstalten hatten sie einen regelrechten Handel etabliert und zahlten für hübsche, weiße Kinder, die den Müttern aus den Betten fortgenommen wurden, gegen 50 Doll.

Gewiß! Der Chinese ist ein vortrefflicher, genügsamer, sparsamer, fleißiger Arbeiter!!

* * *

VI.

Welche Taktik befolgen die Chinesen?

Anerkannt als Verderben des Landes, gehaßt als Räuber des Verdienstes, verachtet als Barbaren, ohne Begriff von Ehre, Moral und Sitte, vermögen sich dennoch die Chinesen überall da zu halten, wo sie einmal festen Fuß gefaßt haben.

Was hat die amerikanische Nation nicht alles gethan, um den Verderben bringenden Einwanderer los zu werden! Wie haben die Australier sich bemüht, das beschworene Elend abzuwenden! Alles vergebens.

Das ist eine höchst merkwürdige, in der Weltgeschichte wohl einzig dastehende Thatsache. Und wie ist sie zu erklären? Durch den einfachen Satz, daß Einigkeit stark macht. Das bei den Chinesen bis zur Vollendung ausgebildete Prinzip der Koalition ist ihre Macht. Sie wußten, daß sie einzeln zu Grunde gehen würden, und bildeten deshalb Gesellschaften, die mit Aufbietung aller Kräfte ihren Mitgliedern Schutz und Unterstützung gewähren. Diese Vereinigungen sind eigentümliche Organisationen: jedes Mitglied ist der Gesellschaft — der es sich womöglich bereits in China anschließt — während der Dauer seines Aufenthaltes in Amerika oder gar für sein ganzes Leben verpflichtet. Durch ihre Vermittelung erhält der Chinese Wohnung, Arbeit, Unterstützung, Rechtsschutz und die Garantie, daß seine Gebeine, falls er in der Fremde sterben sollte, nach dem Vaterlande befördert werden. Als Gegenleistung verpflichtet er sich, einen bestimmten Teil seines Verdienstes an die Gesellschaft zu zahlen, alle seine Lebensbedürfnisse durch die Gesellschaft zu beziehen und ihren Befehlen unbedingten Gehorsam zu leisten. Diese Gesellschaften — in San Francisco giebt es deren sechs — haben in den Vereinigten Staaten von Nordamerika eine fabelhafte Macht erlangt. Sie verfügen über kolossale Geldsummen und benutzen dieselben vor allen

Dingen, um die Ausführung der gegen sie bestehenden Gesetze zu vereiteln. Die Korruption der amerikanischen Verwaltung ermöglicht ihnen, ganz nach Gefallen zu schalten und die Bemühungen der amerikanischen Gesetzgeber zu verlachen.

Aber nicht allein den Amerikanern gegenüber bringen sie ihre Macht zur Geltung. Sie verlangen auch von ihren Unterthanen — denn solche sind die Mitglieder in Wahrheit — pünktlichsten Gehorsam und bestrafen Ungehorsam schwer, oft mit dem Tode. Um ihren Urteilssprüchen den nötigen Nachdruck zu verleihen, richteten sie — praktisch wie immer — eine Art Feme ein, deren einziger, ausgesprochener Zweck die Bestrafung und der Mord mißliebiger Personen ist. Die amerikanischen Behörden sind diesen Gesellschaften gegenüber völlig machtlos. Die Furcht vor der Rache dieser Feme, der auch schon Weiße zum Opfer gefallen sind, ist so groß, daß oft genug Chinesen, die sich eines Verstoßes bewußt sind, Selbstmord begehen.

* * *

VII.

Die Bedeutung einer chinesischen Invasion für Deutschland.

Genau vor drei Jahren hatte ich schon einmal Gelegenheit, vor der Einwanderung chinesischer Arbeiter nach Deutschland zu warnen. Damals waren mehrere Mongolen nach Berlin gekommen, um in der Hauptstadt des Deutschen Reiches Wasch- und Plätt-Geschäfte zu begründen. Ich veröffentlichte am 26. Januar 1887 im „Berliner Tageblatt" einen Artikel, der wenigstens einen Teil der deutschen Presse zu einer kurzen Erörterung der Frage anregte und auch den gewünschten Erfolg hatte, denn die unternehmungslustigen Chinesen verschwanden — anscheinend auf „höhere" Weisung — nach kurzer Zeit. Ich wies schon damals darauf hin, daß die Chinesen bestrebt sind, in Europa ein Feld für ihren Arbeitsmarkt zu suchen. Ihr Vaterland vermag bei seinen miserablen wirtschaftlichen Zuständen nicht die ungeheure Menge von 450 Millionen Menschen zu ernähren; jährlich gehen Tausende durch Hunger zu Grunde, weil man religiösem Wahne zu Liebe das Land nur spärlich bebaut. Würde diese ungeheure Arbeitskraft zu einem regelrechten Anbau des Ackers benutzt werden, sie würde der ganzen Menschheit zum Heile gereichen. Wie die Verhältnisse aber liegen, ist sie für alle Kulturländer der Welt eine ungeheure Gefahr. Man gehe nur in die chinesischen Geschäfte der großen Städte Deutschlands, Englands, Frankreichs, kurz, aller

europäischen Staaten und betrachte den Preis der feilgebotenen Waren — er ist erstaunlich billig. Dem Industriellen eines Kulturlandes ist es unmöglich, mit dem chinesischen Produzenten zu konkurrieren, da letzterer trotz aller Transportkosten und Steuern seine Waren auf allen Märkten der Welt billiger feil bieten kann, als es der einheimische Produzent vermag. Die chinesische Arbeitskraft kostet eben nur ein Minimum.

Man sehe sich in Amerika um: überall chinesische Waren! Der Markt ist mit wohlfeilen Fabrikaten, wie Schuhen, Hüten, Leinewandartikeln u. s. w., überschwemmt. Ein großer Teil der kalifornischen Industrie ist geradezu vernichtet. Die Gefahr, daß auch die deutsche Produktion durch chinesische Waren schwer geschädigt werde, ist heute schon groß genug. Wenn nun aber der Chinese, vertrieben aus Amerika und Australien, sich anschickt, sogar in eigener Person bei uns zu erscheinen, und beginnt, seinen verderblichen Zug auch nach Deutschland auszudehnen, um in unserem Vaterlande seinen Vernichtungskampf fortzusetzen — was dann? Ich scheue mich, die Antwort auf diese Frage zu geben. Sie lautet: Soziale Revolution! Dann nimmt man den Arbeitern die Möglichkeit des Erwerbes, und niemand verlange, daß sie geduldig stillhalten!

Und führe uns nicht in Versuchung! Darin liegt viel Weisheit auch für den Staatsmann. Aber fast scheint es so, als ob man diese Weisheit verkennt oder verkennen will! Man sollte meinen, daß die Erfahrungen anderer Länder nicht für uns vergeblich gewesen, daß die Leiden anderer Völker unser Herz erschüttern und unsern Verstand belehren! Nein, nein! Pommersche Gutsbesitzer, die sich jedenfalls große Patrioten dünken, erwägen allen Ernstes die Frage, chinesische Arbeiter zu importieren — und zwar mehrere Hundert auf einmal. Ich wollte, ich könnte diesen Patrioten zeigen, was ich gesehen, ich könnte ihnen nur einen Teil meiner Erfahrungen geben. Nun denn, auf Grund dessen, was ich jahrelang mit angeschaut, auf Grund dessen, was ich jahrelaug erfahren habe, sage ich: „Der Import chinesischer Arbeiter nach Deutschland ist ein Verbrechen an der gesunden Vernunft, ein Verbrechen an unserem Vaterlande!“

Nicht ein einziger chinesischer Arbeiter darf nach Deutschland! Dem einen würden Dutzende, den Dutzenden Hunderte, den Hunderten Tausende folgen. Die Chinesen sind ein Herdenvolk; jeder hängt mit dem andern zusammen, und jeder würde ein Bahnbrecher für einen andern sein. Es fängt bei uns gerade so an wie in Kalifornien. Landleute glaubt man zu importieren, und Sklaven, thatsächliche Sklaven für alle Industriezweige würden dem Rufe Folge leisten, um sofort den vernichtenden Kampf der Sklaven-

arbeit gegen die freie Arbeit des weißen Mannes zu beginnen. Das ist durchaus nicht zu schwarz gesehen. Es sind logische Folgerungen aus oft erprobten Thatsachen. Und das Unglück steht vor der Thür. Wenn heute ein schlauer Spekulant 1000 Chinesen nach dem Hafen von Hamburg schaffte und die Arbeitskraft des einzelnen Mannes für 1 Mark 50 Pf. täglich oder billiger feilbieten würde — ich fürchte, die 1000 Chinesen brauchten nicht weit über Hamburgs Grenzen versandt zu werden! Aber dahin darf es niemals kommen.

Die Frage der chinesischen Invasion ist auch für Deutschland eine so unendlich ernste, daß sie unter allen Umständen in den weitesten Kreisen der Bevölkerung — und vor allen Dingen sind die Arbeiter interessiert! — erörtert werden muß. Wenn die patriotischen pommerschen Gutsbesitzer auch vorläufig noch von ihrem Vorhaben abstanden, so haben die Chinesen ihren Plan noch lange nicht aufgegeben. Sie werden immer von neuem versuchen, ihn zur Ausführung zu bringen, und werden ihn ausführen, falls das deutsche Volk nicht auf der Hut ist.

Ich habe in vorstehenden Schilderungen mich genau an die Thatsachen gehalten und fordere jetzt die Freunde und Befürworter des Chinesen-Importes auf, zu sprechen. Ich wende mich an die pommerschen Gutsbesitzer, ich wende mich an die in Deutschland ansässigen Vertreter der chinesischen Nation, mir meine Erörterungen zu beantworten, deren Hauptpunkte ich in folgenden Fragen zusammenfasse:

1) Haben die Chinesen den Aussatz nach Australien, den Sandwich-Inseln und Amerika verschleppt? Ja oder nein!

2) Hat der Aussatz namentlich den Sandwich-Insulanern furchtbare Leiden gebracht?

3) Haben die Chinesen die weiße Arbeit und Industrie in Australien, den Sandwich-Inseln und Amerika auf das schwerste geschädigt?

4) Wird die volle Summe des Lohnes, den der chinesische Arbeiter erhält, nach China gebracht?

5) Beziehen die Chinesen alles zu ihrem Unterhalt Nötige aus China?

6) Sind die sogenannten „Highbinder“ Vereinigungen in den großen Städten der Union chinesische Gesellschaften, die von Verbrechen und Mord leben?

7) Ist die gewohnheitsmäßige Prostitution weißer weiblicher Säuglinge durch Chinesen in San Francisco gerichtlich erwiesen?

8) Bemüht man sich vergeblich in Australien mit allen Mitteln der Verzweiflung, die Chinesen wieder los zu werden?

9) Bemüht man sich vergeblich auf den Sandwich-Inseln mit allen Mitteln der Verzweiflung, die Chinesen wieder los zu werden?

10) Bemüht man sich vergeblich in den Vereinigten Staaten mit allen Mitteln der Verzweiflung, die Chinesen wieder los zu werden?

11) Suchen die Chinesen ein neues Arbeitsfeld in Europa?

12) Könnten die Chinesen bei einer rationellen Bewirtschaftung ihres Vaterlandes vollauf ihren Unterhalt erwerben?

— — — So, damit genug. Ich beantworte sämtliche Fragen kurz und bündig mit ja! Sollte jemand „nein!“ antworten, so bin ich gern bereit, seine Gründe zu hören.

Ich hoffe, daß meine Worte nicht vergebens verhallen werden. Ich wende mich noch einmal an alle, denen an dem Wohl des Vaterlandes, an dem Wohl des arbeitenden Mannes etwas liegt, sich mit der Frage des Chinesen-Importes zu beschäftigen. In kurzem wird sie vom deutschen Volke beantwortet werden müssen: und die Antwort bedeutet — meiner Ueberzeugung nach — Fernhalten der Chinesen, oder . . . . . soziale Revolution!

Druck von Thormann & Goetsch, Berlin SW., Besselstr. 17.

Im Verlage von **Fr. E. Fehsenfeld**, Freiburg i. Br., erschien von demselben Verfasser:

Im Lande des Goldes.

Dramatisches Zeitbild in fünf Aufzügen.

Preis M. 1.50.

Paul Lindaus Monatsschrift „Nord und Süd" (Oktoberheft 1889) sagt:

Curt Abel, der uns schon durch sein vor kurzer Zeit erschienenes Buch „Offiziere ohne Epauletten" bekannt geworden, läßt sein nicht unbedeutendes Talent in diesem Werke in einem neuen Lichte erscheinen. Er hat augenscheinlich Land und Leute des Goldlandes Californien selbst studiert; seine Schilderungen tragen durchaus den Stempel der Wahrheit und sind mit der Feder eines scharfen, geistreichen Beobachters und genauen Menschenkenners gezeichnet. Glücklich getroffen sind die deutschen Offiziere und Studenten, die ihr Glück in der neuen Welt suchen, sowie die Amerikanerin Miß Mackay, die verkörperte Emanzipation. Es fehlt diesem dramatischen Zeitbild weder an echt moderner Weltauffassung noch an einem wohlthuenden Hauche edler Menschenliebe. Nur der Sprache gebricht es noch an Durchbildung; hier hätte der Verfasser etwas mehr feilen können. Doch wird dem Werke die verdiente Anerkennung nicht versagt werden.

Das Duell Vering-Salomon.

Eine Betrachtung.

Dritte Auflage. — Preis 50 Pfg.

Der Streit betrunkener Studenten hatte in diesem traurigen Falle ein Duell mit tödlichem Ausgang zur Folge. Der Verfasser beweist durch Thatsachen, ein wie frevelhaftes Spiel mit Ehre und Leben neuerdings in studentischen Kreisen getrieben wird, und fordert die Regierung auf, dem Willen der Volksvertreter gemäß die bestehenden Gesetze gegen das Duell energisch zur Ausführung zu bringen. Zum Schlusse der Vorrede sagt der Verfasser:

„Meiner Ansicht nach beweist der vorliegende Fall zum mindesten die Notwendigkeit der Aenderung der die studentischen Ehrengerichte betreffenden Bestimmungen. Wenn schon die deutsche Kultur Duelle nicht entbehren kann, so soll man dafür sorgen, daß sie nicht zum frevelhaften Spielzeug ausarten, und soll auch das studentische Ehrengericht einrichten wie das der deutschen Offiziere, an welchem stets ältere Personen beteiligt sind. Aber auch in diesem Falle erscheint mir die Hülfe der Gesetzgebung unerläßlich, und die ausdrückliche Erlaubnis des Duells erforderlich. Ein Land, in welchem Duelle *gegen* die Gesetze bestehen und heimlich oder offen von der Regierung gebilligt werden, wahrt thatsächlich nicht die Unverletzbarkeit seiner Konstitution. Entweder werden Gesetze gegeben, um ausgeführt zu werden — oder die Gesetzgebung wird zur lächerlichen Komödie erniedrigt."

Im Verlage von **J. Schabelitz** (Verlags-Magazin), Zürich 1888, erschien von demselben Verfasser:

Fragmente einer neuentdeckten Bibel.

82 S. Preis 1 M.

Im Verlage von **Heinrich Minden**, Dresden und Leipzig 1889, erschien von demselben Verfasser:

Offiziere ohne Epauletten.

Erlebnisse eines verabschiedeten Offiziers.

Preis 3 M.

Im Verlage von **C. F. Conrads Buchhandlung**, Berlin 1890, erschien von demselben Verfasser:

Die neue Generation.

Dramatisches Zeitbild in fünf Aufzügen.

Preis 1 M. 50 Pfg.

Dr. Konrad Küster sagt in Nr. 2 der „Allgemeinen Deutschen Universitäts-Zeitung" (IV. Jahrgang):

Flott und spannend geschrieben. Hier sollte die „Freie Bühne" einem jungen talentvollen Dichter zu Hülfe kommen, statt fast ausnahmslos ältere, nicht deutsche Schauspiele aufführen zu lassen. Das Stück wird leider sonst wohl nicht aufgeführt werden, aus zu zarten Rücksichten gegen die katholische Religion, obgleich dieselbe nur wahrheitsgemäß behandelt wird, aber vor der Wahrheit scheut man sich leider. Dem jungen Dichter drücken wir aber die Hand wegen seines mutigen Kampfes für die Wahrheit. Hoffentlich wird das Buch wenigstens viel gelesen.

Die „Metzer Zeitung" sagt (16. Februar 1890):

Curt Abels „Neue Generation", ein soeben bei C. F. Conrad in Berlin erschienenes Drama, behandelt den Kampf der gebildeten Katholiken gegen den Orthodoxismus und Fanatismus im römischen Klerus. Der schon durch eine Anzahl erfolgreicher Bühnenstücke bekannte Autor weiß auch hier durch geschickte Scenenführung eine sich stets steigernde Wirkung zu erzielen, und die grellfarbigen Bilder des Dramas packen um so mehr, als sie modernes Leben mit der Offenheit der realistischen Schule darstellen. Eine wohl mögliche und wohl wünschenswerte Aufführung würde gewiß eine Sensation hervorrufen, ähnlich wie bei dem kürzlich in gleichem Verlage erschienenen Hauptmann'schen „Vor Sonnenaufgang".

Die „Straßburger Post" und andere Zeitungen widmeten dem Drama ein besonderes Feuilleton.

Thormann & Goetsch, Berlin SW.